

(Nachdruck verboten.)

54]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Das rechte ausgefetzt, mit dem linken gestoppt!“ ertönte plötzlich das Kommando. Die Muder tauchten in das brodelnde Wasser und bogen sich, wie schwankte Gerten. Ehe die Verbammten begreifen konnten, was geschehen war, drehte sich das Boot fast im Kreise um, neigte sich, krachte, streifte den Felsen, bog zur Seite und eilte aus dem Nebel heraus durch das riesengroße Tor, an zwei hohen Felsen vorbei, in eine breite, sonnenüberflutete, vom blauen Himmel überdachte Ebene. Zu beiden Seiten grüntem Wälder. Der ganze Fluß schien goldig im hellen Lichte des heiteren Tages, und ergoß seine Wasser fröhlich plätschernd weithin, als freue er sich, und seufzte nach den bestanden Mühen erleichtert auf. Rechts waren die Berge weit nach Westen geflohen, links aber waren sie zusammengeschrumpt, abgerundet und traten fast glattgestrichen bis an den Fluß.

„Selbst mir!“ jagte Krassuski plötzlich.

Erst jetzt sahen sie, daß Niehorsti nicht mehr am Steuer stand, daß er in Krassuski's Armen lag, und ein Blutstrom aus seinem Munde quoll. Sie suchten ihn ins Bewußtsein zurückzurufen und seine Stelle nahm Pietroff ein. Bald schlug Niehorsti die Augen auf und lächelte, als er den blauen Himmel und die Sonne über sich sah.

„Hat mir aber das Steuer einen Schlag versetzt! Die „Königin“ muß auch etwas abbekommen haben. Seht mal zu, ob nicht viel Wasser eingedrungen ist!“ sagte Niehorsti leise.

Sie legten ihn auf die Kissen und überließen ihn Eugeniens Pflege, während sie sich selbst an die Pumpe stellten, denn das Wasser drang gewaltsam durch die Ritzen im Boden ein. Krassuski froh unter das Deck, zog die dort untergebrachten Sachen und die Bretterbekleidung weg und suchte nach der Oeffnung.

„Wir haben ein gutes Boot gebaut! Das war tugendhafte Arbeit! Jedes andere Schiff wäre in Splitter gegangen!“ prahlte Jan. „Wir brauchen keine Verfolger mehr zu fürchten.“

„Bah! wenn sie von diesen Stellen wissen, dann können sie sich links halten, und das Boot an der gefährlichen Stelle vorbeischieben,“ meinte Alexandroff.

„Ach, was Verfolger! Das Meer ist ganz nahe! Wenn sie uns bis jetzt nicht gefaßt haben, dann fassen sie uns auch nicht mehr! Stechen wir in See, dann ist's vorbei, dann verbergen wir uns zwischen dem Eise und nicht einmal ein russischer Polizist spürt uns dann auf!“ riefen sie.

„Kein russischer Polizist spürt uns auf,“ wiederholte Muzja lachend.

„Gut, gut!“ „Ich will's gern glauben!“ schmunzelte Alexandroff. „Ich sag's mir, um die Trägheit zu verschonen.“

Am Ufer fanden sie schon hier und da Fischerdörfer. An einem derselben landeten die Flüchtlinge, um Erkundigungen einzuziehen, aber sie fanden keinen Menschen. Die Einwohner waren geflohen und hatten alles im Stiche gelassen. Sie fanden aufgeschnittene, halb ausgenommene Fische auf den Hackbrettern, gefüllte Töpfe auf dem Herde, umherliegende Kleidungsstücke, die augenscheinlich eben erst abgelegt worden waren. Einen Teil der Fische nahmen sie mit, indem sie reichlich Tabak und Tee dafür zurückließen. Weiter fahrend, erreichten sie einen Fischer und dieser sagte ihnen, es sei nicht mehr weit, höchstens noch 200 Werst bis an die See. Sie kamen an einem großen Dorfe vorbei, mit einem Kirchein auf einer Anhöhe; das Dorf war fast leer, denn es kam ihnen niemand entgegen; dann sahen sie ein anderes, kleineres Dorf, aus dem eine Menge Menschen und Hunde bis ans Ufer gelaufen kamen, um das Schiff zu bewundern.

Zwei Fischer in hübschen Birggen kamen auf Schutzweite heran und luden sie ein, ins Dorf zu kommen, aber sie folgten der Einladung nicht, und gaben vor, ihre Sprache nicht zu verstehen, Amerikaner zu sein.

Der mächtige, breite Fluß, dessen Wasser so tief war, daß es ganz schwarz schien, zog majestätisch an lachenden grünen Ufern vorbei.

Die Berge verschwanden, und dann die Wälder, und bald darauf teilte sich der Fluß wieder und floß in gleichen, unend-

lich langen Streifen über die Tundra. Der niedrige Horizont erglänzte von den ausgetretenen Wassern, der Fluß verschwand in perlgrauen Fernen, und immer wieder glaubten die Flüchtlinge das Meer bereits vor sich zu sehen.

Hier rangen wieder furchtbare Stürme mit ihnen. Sie versuchten das Boot am Schlepptau zu ziehen, aber infolge der ungeheuren Wellen schaukelte es so heftig, daß Niehorsti wieder einen Blutsturz bekam. Sie landeten an einem alten Fischerschuppen, brachten den Kranken ans Ufer, machten an einem geschützten Ort Feuer an und umlagerten es im Kreise. Die Wärme und das frisch gekochte Essen gaben ihnen bald ihre gute Laune und ihre Kräfte wieder.

„Ich halte Euch wieder auf!“ klagte Niehorsti.

„Ach, Unsinn! Wir werden alle ausruhen und dann das Verfaumte bald nachholen!“ tröstete Eugenie.

„Wenn Sie nicht dabei sind, geht alles nicht halb so gut.“

Krassuski war auf die Jagd gegangen. Die anderen flickten ihre Kleider oder legten die Hände in den Schoß. Samuel kochte Tee und amüsierte sich damit, Muzja Angst zu machen.

„Ach, Muzja, für einen Walfisch ist unser Boot nur ein elender Happen, denn er schluckt ja große Schiffe, als wären's Muscheln. Und Jonas, der so und so viele Tage in seinem Bauche gelebt und sich da ganz häuslich niedergelassen hatte? Aber das ist alles noch Kinderspiel! Haben Sie von der Seeschlange gehört?“

Muzja schüttelte den Kopf und sah die Kameraden der Reihe nach an, um sich zu überzeugen, ob sie ihn zum Besten hielten oder nicht.

„Wenn sie den Kopf über den Wellen erhebt, dann ist sie größer als der höchste Kirchturm. Und wie lang muß sie erst unter dem Wasser sein! All die Stürme und Wirbel verursacht sie, wenn sie beim Schwimmen mit dem Schwanz schlägt. Ich hab' sie nicht gesehen, aber sie ist in allen Zeitungen beschrieben worden.“ erzählte der Dichter ernsthaft.

„Na, da haben Sie's! Hab' ich nicht immer gesagt, wir sollten das Boot zum Teufel schicken, die Sachen in Bündel verteilen, jeder eins davon nehmen und dann: heidi! . . . Zu Lande ist's immer sicherer. Ha! ha! Ich hab' recht! So dumme ist der Franzose auch nicht,“ lachte Muzja.

„Wir wissen nur zu gut, was das heißt: zu Lande; faheln Sie nicht, Muzja,“ jagte Niehorsti. Im Eismeer gibt's keine Schlangen und die Walfische kommen den Ufern nicht so nahe, wie Sie glauben! Schwag' ihm keine Dummheiten vor!“ wandte er sich englisch an Samuel.

Die Unterhaltung brach ab, aber Muzja sprach nicht mehr so gerne vom Meere, wie früher.

Sie erblickten das Meer an einem schönen, sonnigen Mittag. Sie verfolgten den östlichen kleineren Flußarm, in den sie gebogen waren, um die Fischerdörfer an der Mündung zu vermeiden und ihre Fahrt zu verwischen. Der schmale aber tiefe Kanal schlängelte sich zwischen torfigen Inseln. Schwarze, feuchte, von schmutzigem Eis durchsetzte Ufer verdeckten ihnen nach allen Seiten hin die Aussicht. Möglich, als sie eine der unzähligen Biegungen hinter sich gelassen, sahen sie das Land enden, verschwanden, sahen sich am Rande eines tiefblauen Abgrundes, in dem hier und da kleine dunkle Inseln umher schwammen, als wären es winzige Bruchstücke des Erdballs. Der Abgrund war ganz von den goldenen und blauen Schuppen der schillernden Wellen besät, die immer kleiner wurden, immer mehr erblaßten und endlich mit der Luft zu einem unermesslichen, lichtdurchtränkten Ozean verschwammen. In der Ferne — ob's über dem Wasser oder über der Erde war, konnten sie nicht ergründen — lagerte ein langer, glatt abgeschnittener Streifen von weißen durchsichtigen Wolken. An einigen davon bligten Funken oder feurige Fäden auf, schwannten einen Augenblick hin und her und erloschen.

„Eis!“ riefen sie ergriffen. . . . „Eis!“

Sie beschloßen, eine der Inseln zu erreichen, die in der Nähe der Mündung lag, um süßes Wasser unter der Hand zu haben, dort einige Tage zu rasten und sich zur Seefahrt vorzubereiten. Die „Königin“ sowohl als auch der Steuermann und selbst einige der Matrosen waren reparaturbedürftig.

Sie fanden eine kleine Bucht am hohen Ufer, an das die Flut nicht heranreichte; dort landeten sie und warfen den

Ufer aus. Das Boot wurde sofort ausgeladen und ans Land gezogen, und Alexandroff und Krassuski gingen unverzüglich daran, die Beschädigungen auszubessern, die Rigen zu verstopfen und die Fugen zu verteeren. Sie beschloßen, den Bootstrand unverändert zu lassen, aber einen bedeutenden Teil der Kohlen hinauszumwerfen. Auf diese Weise würden sie zwar nicht kochen können, aber der Ballast werde bedeutend geringer. Uebrigens versicherten die am Ufer wohnenden Japuten, sie würden überall angeschwemmtes Holz genug vorfinden, um ein Feuer machen zu können. Jan ging, von Arkanoff und Woronin begleitet, auf die Jagd. Samuel und Glitsberg musterten die Sachen, hängten alles, was feucht war, zum Trocknen an die in Pyramiden aufgestellten Ruder und deckten das Uebrige mit den Segeln zu.
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ihre Gage.

Von Léon Kanrof. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Der Theaterdirektor (mit zuvorkommendem Lächeln einen würdigen, alten Herrn begrüßend): „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir den Zweck Ihres Besuches auseinanderzusetzen?“

Der alte Herr (wie ein Baafisch erröthend und verlegen hufend): „Mein Gott, Herr Direktor! Ich fürchte, Sie werden über eine . . . eine Schwäche lachen, welche in Anbetracht meines Alters vielleicht . . .“

Der Direktor (kühl): „Sie wollen mir ein Stück zu lesen geben? Verzeihung, aber man erwartet mich momentan auf der Probe und . . .“

Der alte Herr (sebhast): „Nein, Herr Direktor! Nein! Kein Stück! . . . Ich möchte Ihnen ein Geschäft vorschlagen . . . oder richtiger gesagt, eine finanzielle . . .“

Der Direktor (noch kühler): „Ich bitte, mein Herr, fassen Sie sich kurz! (Wichtig.) Ich darf die Herren Autoren nicht warten lassen, weil mir irgend ein Börsemakler Vorschläge bezüglich der Anlegung meiner Gelder zu machen hat.“

Der alte Herr (protestierend): „Ich bin kein Börsemakler, mein Herr! Und ich bin auch nicht gekommen, Sie um Geld zu bitten!“

Der Direktor (etwas freundlicher): „So, so . . .“

Der alte Herr: „Im Gegentheil!“

Der Direktor (dessen Gesicht wieder von einem vergnügten Lächeln erhebt wird): „Im Gegentheil? Ach, wollen Sie nicht die Güte haben und Platz nehmen?“

Der alte Herr (sich setzend): „Danke, mein Herr! . . . Uebrigens will ich mich kurz fassen, da die Herren Autoren Sie erwarten.“

Der Direktor (mit einer wegwerfenden Handbewegung): „Ach, die Autoren! Die können mir . . . (sich verbessernd) das hat absolut keine Eile!“

Der alte Herr (erstaunt): „Was Sie sagen! Also der Zweck meines Besuches . . . (Er spielt mit seinem Hut, um seine Verlegenheit zu verbergen.) Ich habe . . . ich habe eine Freundin . . . eine junge Dame voll Herz, Gemüt und allen edlen Eigenschaften des Geistes und des Körpers . . . (zieht eine Photographie aus der Tasche und reicht sie seinem Gegenüber) Hier ist ihr Bild. Urteilen Sie selbst!“

Der Direktor (mit Kennermiene): „Donnerwetter! Famos!“

Der alte Herr (befriedigt): „Nicht wahr? Aber dabei zart und empfindlich!“

Der Direktor (erstaunt das Bild betrachtend): „Nanu? Sie sieht doch wie die personifizierte Gesundheit aus?“

Der alte Herr (lächelnd): „Sie haben mich mißverstanden. Ich meine, empfindlich — was die Moral betrifft! So möchte ich ihr z. B. gern eine kleine monatliche Pension geben — sie nimmt nichts!“

Der Direktor (erstaunt): „Wirklich nicht?“

Der alte Herr (mit Nachdruck): „Nein! Sie erkläre mir: Wenn Sie mir Geld geben, würde ich immer die Empfindung haben, daß Sie mich verachten!“

Der Direktor (neugierig): „Aber . . . wovon lebt sie denn?“

Der alte Herr: „Gott, ich habe ihr eine Wohnung gemietet und möbliert, und die Lieferanten haben ein für allemal Auftrag, ihre Rechnungen an mich zu schicken.“

Der Direktor: „Ach so!“

Der alte Herr: „Bleibt noch die Taschengeldfrage. Da habe ich nun ein Mittel gefunden, ihr dieses Geld zu geben, ohne daß sie sich dadurch verletzt zu fühlen braucht. Dazu bedarf ich jedoch Ihrer Hilfe.“

Der Direktor (erstaunt): „Meiner Hilfe?“

Der alte Herr: „Ja. Schon öfters hat Klara — meine Freundin heißt Klara — mir gestanden, daß es ihr glühender Wunsch sei, zum Theater zu gehen, um von ihrer Gage zu leben, um mir nicht länger zur Last zu liegen und . . .“

Der Direktor (mißtrauisch): „Ja, aber die Gage einer Debitantin . . .“

Der alte Herr (sebhast unterbrechend): „Einen Augenblick, Herr Direktor! Einen Augenblick! Ich weiß, was Sie sagen wollen: die Gage einer Debitantin deckt noch nicht einmal die Omnibuskosten. (Lächelnd.) Schön! Hier will ich eben helfend eingreifen.“

Der Direktor (neugierig): „Wie denn?“

Der alte Herr: „Sie engagieren meine Klara, geben ihr Gage — und ich bezahle diese Gage.“

Der Direktor: „Wem?“

Der alte Herr: „Ihnen. Und Sie lassen ihr dann das Geld durch Ihren Kassierer auszahlen. Sie verstehen? Das wird Klara sehr schmeicheln, weil es ihr in den Augen ihrer Freundinnen einen gewissen Nimbus gibt, und gleichzeitig kommt sie dadurch zu ihrem Taschengeld. Dabei machen auch Sie, Herr Direktor, ein gutes Geschäft, indem Sie ganz umsonst eine Schauspielerin voll Grazie, Geist und Talent für Ihr Theater gewinnen.“

Der Direktor (mit skeptischer Miene): „Davon wollen wir lieber nicht sprechen. Und welche Gage soll ich Fräulein Klara zahlen?“

Der alte Herr: „Was Sie beansprucht, natürlich! Ich bin ganz unbesorgt! Sie ist so verständig, daß sie gewiß keine unverschämten Forderungen stellen wird. Also abgemacht?“

Der Direktor: „Aber, wer garantiert mir die Bezahlung der Gage?“

Der alte Herr (ein Stempelpapier aus der Tasche ziehend): „Wer? Dieser von mir unterzeichnete Vertrag. Sie sehen, ich habe die Ziffer noch nicht hineingeschrieben, aber wie gesagt, ich bin ganz unbesorgt!“

Der Direktor (nachdem er das Papier gelesen hat): „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! (Es sorgsam zusammenfaltend, dann eine wichtige Miene aufsetzend.) Schön, mein Herr! Bringen Sie Fräulein Klara her — vielleicht gelangen wir zu einer Verständigung. (Den alten Herrn zur Tür geleitend.) Nach dem, was Sie mir gesagt haben, ist Ihr Vorschlag für mich absolut nicht beleidigend, trägt vielmehr so edle Empfindungen Rechnung, daß er ernstlich in Erwägung gezogen zu werden verdient.“

Der alte Herr: „Also morgen, Herr Direktor, morgen um drei Uhr werde ich mit Klara hier sein . . . (sich verbeugend) Herr Direktor!“

Der Direktor (ebenso): „Mein Herr!“

Zwei Stunden später führt der Theaterdiener eine junge Dame herein, in welcher der erstaunte Direktor auf den ersten Blick das Original der Photographie erkennt, die ihm der alte Herr gezeigt hat.

Der Direktor (ihr einen Stuhl anbietend): „Gnädiges Fräulein wünschen?“

Klara (mit dem bestimmten Ton einer hübschen Frau, welche gewohnt ist, nirgends auf Widerstand zu stoßen): „Herr Direktor, Sie können mir einen großen Gefallen tun.“

Der Direktor (lächelnd): „Ich wette, Sie wünschen von mir engagiert zu werden, he?“

Klara (erstaunt): „Wie? Was? Woher wissen Sie? Aber ganz egal, Sie haben es erraten. Erstens ist es schon lange mein sehnlichster Wunsch zur Bühne zu gehen. Und dann . . . hm . . . nämlich . . . ich kenne einen alten Herrn, der mir . . . recht zusetzen ist . . .“

Der Direktor (lächelnd): „Et sieh mal an!“

Klara (fortfahrend): „. . . und einen jungen, der auch sehr nett ist . . .“

Der Direktor (ärgerlich): „So, so! Auch einen jungen?“

Klara: „Ja. Da ich aber von dem einen nichts annehmen kann, ohne daß es der andere merkt, bin ich auf folgenden Gedanken gekommen: Sie engagieren mich . . . gegen hohe Gage natürlich! Gegen sehr hohe Gage! Worüber sich meine lieben Freundinnen halbtot ärgern werden.“

Der Direktor (protestierend): „Ja, aber erlauben Sie mal!“

Klara (ihn unterbrechend): „Warten Sie doch! Ich werde meine Gage nicht abheben. Es ist nur so pro forma . . .“

Der Direktor (sehr neugierig): „So, so . . . Sie werden Ihre Gage nicht abheben?“

Klara: „Nein. Mein Freund, der junge — Sie verstehen? — wird sie mir direkt bezahlen. Woß für den anderen — den alten — muß es heißen, ich bekomme die Gage hier vom Theater. Ist Ihnen das recht?“

Der Direktor (entzückt): „Ob es mir . . . (Sich bestimmend, ruhiger) Ihre Idee mißfällt mir im Prinzip nicht, aber ich muß überlegen und . . .“

Klara (sich erhebend): „Ach Unsinn! Schlagen Sie ein! Morgen um drei Uhr werde ich mit dem anderen wiederkommen. Verlassen Sie mich dann nicht! Ich bin Ihnen natürlich vollkommen fremd, nicht wahr?“

Der Direktor: „Natürlich!“

Klara: „Und hohe Gage, verstanden? Die Geschichte kostet Sie ja keine Centime!“

Der Direktor (mit Nachdruck): „Seien Sie unbesorgt!“

III.

Am nächsten Tage um drei Uhr führt der alte Herr Klara ins Theater und stellt sie feierlich dem Direktor vor, welcher tut, als sähe er sie zum erstenmal.

Begrüßung. Allgemeine Lebensarten. Lächeln.
Man einigt sich rasch über die sonstigen Engagements-
bedingungen. Schließlich handelt es sich nur noch um die Gage.
Der alte Herr (gönnenhaft lächelnd): „Es ist selbst-
verständlich, daß das Fräulein auch Gage beansprucht?“
Der Direktor (lebhaft): „Selbstverständlich!“

Klara (ebenfalls): „Und zwar eine anständige Gage! Sonst
danke ich überhaupt!“

Der alte Herr (sie väterlich beruhigend): „Sei unbesorgt,
mein Kind! Der Herr wird Dir geben, was Du verlangst. (Vor-
schlagend) Willst Du fünfzig Frank?“

Klara (wütend): „Fünfzig Frank!“

Der Direktor (enttäuscht): „Das ist doch wohl nicht Ihr
Ernst?“

Der alte Herr (erstaunt): „Fünfzig Franken scheinen Ihnen
nicht genügend? Sagen wir also fünfundsiebzig!“

Klara (die Arme zum Himmel erhebend): „Fünfundsiebzig
Frank! Mir!“

Der Direktor (ebenfalls): „Bei soviel Schönheit, Grazie und
Anmut! Bei solchen Toiletten und . . .!“

Der alte Herr (etwas unruhig): „Ich dachte, diese Summe
wäre als Taschengeld . . .? Und außerdem bist Du doch erst
Debitantin, nicht wahr?“

Klara: „Was will das sagen, wenn der Herr doch der
Meinung ist, daß ich Talent habe?“

Der Direktor (lebhaft): „Viel Talent! Ganz enormes
Talent!“

Der alte Herr (immer unruhiger werdend, zu Klara): „Kurz,
was glaubst Du denn beanspruchen zu dürfen, mein Kind?“

Klara (den Direktor ansehend, furchtsam): „Ich dachte, tausend
Frank . . .“

Der alte Herr (entsetzt): „Sie ist verrückt! Sie . . .“

Der Direktor (ihn lebhaft unterbrechend): „Vollständig
verrückt! Sie ist viel mehr wert als tausend Frank!“

Klara (ermutigt): „Dann also fünfzehnhundert Frank?“

Der alte Herr (heulend): „Das werde ich niemals zu-
geben!“

Der Direktor (ebenfalls): „Er hat recht, Fräulein! Voll-
kommen recht! Sie sind das Doppelte wert!“

Klara: „Schön! Meinnetwegen also dreitausend!“

Der Direktor (befriedigt): „Ja; das scheint mir an-
nehmbar.“

Der alte Herr (sich die Haare raufend und dem Direktor
verzweifelte Zeichen machend): „Dreitausend Frank monatlich!
Einer Debitantin! Aber das ist ja unerhört! Un-er-hört!“

Der Direktor (den Kontrakt ausfertigend): „Was wollen
Sie? Für solches Talent ist mir kein Opfer zu groß!“

Der alte Herr (leise zum Direktor): „Das ist eine Gemein-
heit! Eine Gemeinheit!“

Klara (unterzeichnet den Vertrag und schüttelt dem Direktor
die Hand): „So! Das wäre also erledigt! Adieu, mein liebes
Direktorkind! (Sie nimmt den Arm des alten Herrn, der noch ganz
starr vor Entsetzen ist.) Komm! (Sie gehen.) Dreitausend Frank
monatlich! Du bist hoffentlich zufrieden, was? (Gefühlsvoll.)
Und siehst Du, was mich bei der Geschäftsbeforscher glücklich macht,
ist, daß ich von Dir kein Taschengeld mehr anzunehmen brauche!“ —

Kleines feuilleton.

en. Blütenpflanzen ohne Erde und ohne Wasser. Zahlreiche
Pflanzen brauchen zu ihrer vollständigen Entwicklung nichts
anderes als Wasser. Es sind das die Zwiebelgewächse, also
Narzissen, Krokus und Hyazinthen, die daher auch oft einfach in
Glasgefäßen mit reinem Wasser gezogen werden. Diese Pflanzen
haben eben in dem Gewebe ihrer Zwiebel soviel Nährstoffe auf-
gespeichert, daß sie sich davon bei genügender Wasserzufuhr durch
die Wurzeln vollauf erhalten können. Es gibt aber noch be-
dürfnislosere Gewächse, die außer der Erde sogar noch das Wasser
entbehren können. Auch dies sind Pflanzen mit Zwiebeln, deren
Blüte gewöhnlich im Herbst, seltener im Frühjahr stattfindet. Etwa
im August haben die Zwiebeln soviel Saft gesammelt, um die Ent-
wicklung der Blüte herbeiführen zu können. Die Blüte tritt deshalb
auch ziemlich gleichzeitig ein, ob man die Zwiebel nun einfach irgendwo
im Trodnen liegen läßt oder sorgfältig einpflanzt, nur daß sie im
ersten Fall weniger schön ausfällt. Eine dieser Pflanzen ist die
Herbstzeitlose. Man kann sie im August aus dem Boden nehmen,
irgendwo in der Wohnung auf ein Fensterbrett oder auf einen
Schrank stellen, und sie wird im September ihre lila Blüte ent-
wickeln. Von anderen Gewächsen, die sich ebenso verhalten, ist die
im Kapland heimische Herbst-Amarylhis oder Belladonna zu nennen,
die ohne Erde und Wasser oft Stiele von 50 Zentimeter Länge mit
zwei oder drei großen, schönen Blüten treibt. Dasselbe tut ihre
Schwester, die Jakobskilie (Amaryllis formissima) aus Südamerika,
ferner die weiße römische Hyazinthe in der sogenannten südlichen,
schnell blühenden Spielart, Johann Vertins Begonie (Begonia
Vertini). Viel Redens wurde im vorigen Jahre von einer anderen
merkwürdigen Pflanze gemacht, die man gar als achttes Welt-
wunder bezeichnete. Sie gehört zu der Familie des sogenannten
Naronstabes, stammt aus dem Himalaja und wird Arum cornutum

oder auch Sauromatum guttatum genannt. Bei ihr erscheinen die
Blüten im Frühling vor den Blättern und erregen das Staunen
jedes Beschauers schon durch ihre bizarre Gestalt, die einem großen
Horn gleicht. Die Blüte ist von außen olivengrün, im Innern
gelblichgrün mit großen, unregelmäßigen Flecken in dunklem Purpur.
Es läßt sich kaum ein sonderbarer Anblick denken als diese seltsame
Blüte, die unvermittelt aus einer dunkelbraunen, abgeplatteten
Zwiebel hervorwächst. Alle genannten Gewächse haben übrigens
das gemeinsame, daß sie die Blüten vor den Blättern entwickeln.
Nachdem die Blüte vorüber ist, tut man die Zwiebeln am besten in
die Erde, damit sie sich erholen. Zu einer neuen Blüte darf man
sie unter jenen ungewöhnlichen Bedingungen nicht vor Ablauf eines
Jahres zu veranlassen suchen. Die Arten, bei denen der Versuch
am besten gelingt, sind die Herbstzeitlose und die Vertreter der
Gattung Amarylhis. An den übrigen Pflanzen sind die betreffenden
Beobachtungen erst kürzlich gemacht worden, und es unterliegt kaum
einem Zweifel, daß sich bei weiterer Nachforschung noch andere Ge-
wächse finden würden, die ihre Blüten ohne Wasser und ohne Erde
zu entwickeln vermögen. —

Theater.

Neues Theater. „Die lustigen Weiber von
Windsor.“ Komödie von Shakespeare. — Daß „Die
lustigen Weiber“ im Neuen Theater ausgezeichnet inszeniert und ge-
spielt werden würden, ließ sich bei den künstlerischen Kräften, die
dem hochstrebenden jungen Unternehmen zu Gebote stehen, von
vornherein erwarten. Mit erstaunlicher Liebe und Sorgfalt war
alles abgemessen, ausgefeilt bis in das kleinste Detail, — eine
Musterleistung der Regie und Darstellung. Aber was hätte bei
diesem eminenten Aufwand an Kosten, Arbeit und Talent erreicht
werden können, wenn man ihn statt für „Die lustigen Weiber“
für eine der großen, phantasiedurchwobenen Shakespeare-Komödien
eingesetzt? Scheute man den Vergleich mit den Aufführungen im
Schauspielhaus? Rief man sich bei der Auswahl davon leiten,
daß gerade dieses Lustspiel Shakespeares so selten, — in den letzten
zwei Jahrzehnten wohl noch kein halbes Duzend Mal auf deutschen
Bühnen — gespielt ist? Glaubte man, daß Engels und die Sorma
die inneren, dem Stück anhaftenden Wirkungshemmungen im
wesentlichen überwinden könnten? Oder sah man die Hemmungen
nicht?

Sehr lustig sind, im Anfange wenigstens, die Liebesabenteuer
des weltberühmten alten Ritters, hat er auch nicht mehr ganz
unvermindert den alten sprudelnden Witz der Falstaffreden in
Heinrich IV. Der graue, eitle Sünder, dem die Gelder ausgehen,
will sich an dem Beutel zweier reicher Bürgerleute schadlos halten.
Schreibt schmachtende Liebesbrieflein und läßt arglos, ein geprellter
Pfeiler, in jede Fall, die die Uebermütigen ihm stellen. Seine
ungeheure Leblüchtheit muß er, eingekängigt beim Mendezbous, in
eine Waschkorb flüchten, sich „wie ein starker Aquavit mit Reineu-
zeug, das in seinem eigenen Fette gor, verloren“ und dann
„glühend heiß wie ein Hufeisen“ mit samt der schmutzigen Wäsche in
die Rheime werfen lassen. Und zum zweiten und zum dritten
Male geht ihm ähnlich. Erst als die fröhliche Gesellschaft,
phantastisch als Eisenstark verumummt, ihn im Walde höhnend um-
tanzt, steigt dämmernd seiner Seele die Erkenntnis auf, daß man
aus dem schlauen Sir John „einen Esel gemacht hat“. Schließlich
freilich ermüdet auch in diesen Szenen die Wiederholung des Motivs,
da sie die Komik der Waschkorbaffäre nicht mehr zu überbieten
vermag. Vor allem aber, es fehlt uns das lebendige Verhältnis zu
dem, was Shakespeares Zeitgenossen vielleicht als einen Hauptreiz
empfunden haben, zu dem — Milieu. Die großmäuligen Pistol
und Nym in dem eGolge Falstaffs, der Friedensrichter, der
händelsüchtige französische Arzt, der sanftmütige, radebrechende
Wallisehe Pfarrer, die hier so breiten Raum in Anspruch nehmen,
sind damals wohl flott hingeworfene Lohal- und Zeittypen gewesen,
von starker, aktueller Wirkung; wie denn diese bürgerliche Komödie
Shakespeares überhaupt im Gegensatz zu seinen anderen, ein ganz
bestimmtes kulturhistorisches Gepräge trägt. Heute, losgelöst von
jeder gegenständlichen Beziehung, die interessieren könnte, erscheint
uns jenes Aktuelle großenteils kalt, gesucht und leer. Weit legt
sich das Fremde um den Kern der Handlung und unterbricht, kaum hier
und da zu einem halben Lachen stachelnd, den Anjah einer un-
befangenen Heiterkeit. Der lang ausgespinnene Duellspaz zwischen
Arzt und Pfarrer z. B., mit einem doppelten Szenenwechsel ver-
knüpft, wirkte trotz trefflichen Spieles auf der Bühne abgeschmackt.
Man versteht nicht das Warum, Wozu. Herr Valentini, der
geschickte Bearbeiter und hervorragende Regisseur, hätte ungeachtet
aller literarischen Pietät vor energischen Streichungen nicht zurück-
sicheren sollen. Einiges wäre auf diese Weise schon zu gewinnen
gewesen.

Der Beifall — man hätte ihn nach manchen Szenen noch
lauter und wärmer wünschen mögen — galt jedenfalls in erster
Reihe und mit vollem Recht der Darstellung. Agnes Sorma,
die die Rolle der Frau Pluth hatte übernehmen sollen, war leider
immer noch nicht hergestellt. Ein glücklicherer Ersatz aber als
Fräulein Lucie Höflich hätte sich nicht finden lassen. All die
schnippische Munterkeit, durch die die junge Schauspielerin als
Franziska in der „Minna von Barnhelm“ bezaubert, kam auch in
der neuen Rolle, nur noch durchtriebener, ausgelassener zum Vor-
schein. Aus dem hüpfenden Gange, aus jeder Bewegung und Ge-
berde schaute pridelnder Uebermut heraus. In Fel. Heims be-
sah sie eine gleichgestimmte Partnerin. Es war ein anstehendes

Duett des Lachens und der Fröhlichkeit. Den Falstaff spielte Georg Engels sehr eindrucksvoll, wenn auch wohl nicht völlig dem Charakter der Figur gemäß. Er war behaglich, und so köstlich in dieser sprudelnden, wohlwollend blidenden Behaglichkeit, daß man den Lippen und gemeinen Gaumen fast darüber vergaß. Prachtvoll in ihrem elegischen Humor gelang die Erzählung, in der er dem verkleideten Pluth sein nasses Abenteuer schildert. Sehr stillgerecht mit einem edigen Naturalismus gab Kähler diesen blinden Draufgänger der Eifersucht. Wagnann, der Baron des „Nachtschl“, brillierte als jenseitblonder Junker Schwächling, Pagay setzte seine Kraft für den Walliser Pfarrer ein. Auch die kleineren Rollen — nur Hedwig Wangels erzählte Frau Gurtig sei hier erwähnt — lagen in guten Händen. Die von Lebogt entworfenen Dekorationen wirkten in ihrer Einfachheit vorzüglich, ebenso überzeugend echt wie malerisch. — dt.

Kunst.

e. s. Zu den bei Cassirer ausgestellten Bildern, über die schon berichtet wurde (Monet, Manet, Corinthe), ist jetzt noch eine Kollektion kleiner Gemälde von St. Papesco hinzugekommen. Papesco ist Rumäne. Allen seinen Bildern haftet ein trüber Ton in der Gesamtfarbgebung an, etwas Schwermütig-Weiches, das an die Melodien der Rumänen erinnert, etwas Gehaltenes, Ge-tragenes, Moll. Dann plötzlich setzt er grelle, bunte Töne hin, wie etwa eine traurige Melodie plötzlich schluchzend aufjauchzt, aus Trauer in Laumel umschlägt.

Er liebt die weiten Ebenen, Wiesenflächen, die sich unendlich dehnen; er bringt keinen auffälligen Reiz hinein. Ein Baum, noch dazu alt und knorrig. Ein Dach. Das ist alles. Sein Pinselstrich ist breit und weich, lyrisch getragen. Darum meint man mehr zu sehen als dargestellt ist, eine unaufhörliche Linie, eine fließende Farbe. Dieses Malerische drängt sich in den Vordergrund. Auch fällt auf, daß Papesco trotzdem es liebt, einen Gesamteindruck zu konzentrieren. Das Seavisch-Weiche zerfließt nicht. Er gibt Bilder. Er strebt nicht zu dem Reiz des Unfertigen, der Skizze. So, im ganzen haftet seiner Kunst etwas ausgesprochen Architektonisches an. D. h. er will sich ausdrücken. Er unterstreicht Gegensätze und setzt sie bewußt gegeneinander. Gegen ein breites Wasser einen fest und großschädig auftretenden Turm. Das ist bewußt herausgearbeitet. Dieses Feste, Energische kommt speziell dem Porträt zustatten, wo er bestimmte Linien zieht, ohne ins Platt-Nehmliche zu verfallen. Er erhöht damit die Gegenwart, das ist das Künstlerische. Und sieht man von hier aus zurück auf die technischen Mittel, so ist nicht zu verkennen, daß eine vornehme Art überall anflingt. Nie ein Proben, nie ein Skollieren — ein Beherrschen, ohne diese Fähigkeit dem Beschauer faulisch unter die Augen zu halten.

In dem Wertheimischen Kunstsalon, der augenblicklich wegen der Umbauten ein kümmerliches Dasein in dem Seitenflügel fristet, ist eine kleine Ausstellung eröffnet. Es ist naturgemäß, daß man hier nicht die Pioniere trifft, die Maler, die neue Wege führen und weisen. Darüber ist also kein Wort zu verlieren. Alle die, die zumeist hier ausstellen, sind gute Schüler, sie sind bestrebt, zuverlässige, ehrliche Arbeiten zu geben. Sie suchen, die Tatsächlichkeiten wiederzugeben, eine Landschaft, ein Porträt, ein Interieur. So wie es aussah, wollen sie es farbig und zeichnerisch festhalten. So gibt A. v. Brandis Gartenhäuschen, Bauernstuben, eine Hütte im Sonnenschein, eine Bauernküche — alles lebendig und malerisch gesehen. Von Gertrud Kilz sind Interieurs da in Gotik, Renaissance und Rokoko, von Siebelist Freilichtstudien, die noch reichlich schwer sind, von Behme, der einen leichteren Blick fürs Malerische einer Erscheinung hat, ein paar flüssig gemalte Bilder, Landschaften und Porträts.

Medizinisches.

ss. Der Arsenit im gefunden Menschenkörper. Es ist jetzt sicher festgestellt, daß der Arsenit als normaler Bestandteil im menschlichen Körper vorkommt. Daraus entsteht nun die Frage, wie der Stoff in unferen Leib hineingelangt, und die Antwort kann nur durch möglichst genaue Untersuchung der verschiedenen Nahrungsmittel gegeben werden. Der Pariser Chemiker Gautier hat zusammen mit Clausmann eine große Zahl von Nährstoffen daraufhin untersucht und teilt in einer Liste deren Gehalt an Arsenit mit, der allerdings so gering ist, daß er nur in millionstel Teilen des Gewichts angegeben werden kann. Am höchsten ist er in Stroh, wo er über 45 erreicht; die Eier und das Fett dieser Tiere haben noch 36 Arsenit und die Schale, die freilich niemand essen wird, sogar 104. Einen ähnlich hohen Gehalt hat graues Salz (45), dann folgen Englisches Salz mit 15, Steinsalz mit 14, Stahlfurter Salz mit 2,6, Fische sind durch verhältnismäßig viel Arsenit ausgezeichnet, die Matrele erreicht bis gegen 4 Millionstel Gewichtsteile. Kartoffeln enthalten wenig über 1, Weizenbrot 0,7, frisches Rindfleisch ebenso viel, Milch weniger als 0,05, Bier 0,01. Gautier zieht aus seinen Untersuchungen insgesamt folgende Schlüsse: Die Muskeln enthalten im Vergleich zu anderen Organen sehr wenig Arsenit, auch ist die in ihnen befindliche Menge sehr großen Wechseln unterworfen. Die verhältnismäßig große Menge von Arsenit in den Fischen stammt aus dem Seewasser, das an der Oberfläche 1,1 und in 10 Meter Tiefe 2,5 Arsenit besitzt. Da einige Nahrungsmittel keine Spur von Arsenit enthalten, beispielsweise Eiweiß und

Bohnen, so läßt sich nicht behaupten, daß der Stoff überall gegenwärtig oder überhaupt ein ständiger Bestandteil der lebenden Zelle sei. Auf Grund zehnjähriger Untersuchungen kann man sagen, daß ein erwachsener Mensch täglich etwa einundzwanzig Tausendstel Milligramm oder im ganzen Jahr 7,7 Milligramm Arsenit in sich aufnimmt. Wo der Verdacht einer Arsenitvergiftung vorliegt, können nur solche Organe einen Beweis liefern, die sonst den Giftstoff kaum enthalten, wie die Leber, die Milz, die Muskeln oder der gewaschene Darm. —

Bergbau.

— Aus einer Mitteilung der Italienischen Geologischen Landesanstalt gelegentlich der Weltausstellung in St. Louis ist zu entnehmen, daß der gesamte Bergbau Italiens einschließlich der Torf- und Meersalzgewinnung im Jahre 1902 Werte von 132 Millionen Lire förderte und 112 608 Einwohner beschäftigte. Der eigentliche Bergbau stellte einen Wert von 88 Millionen Lire dar und ist in beständiger Zunahme begriffen. Auf die Gewinnung von Schwefel, die vier Fünftel der Produktion auf der ganzen Erde betrug, kommen 55,3 Millionen Lire, davon in Sizilien mit 690 Schwefelgruben 49,3 Millionen. 90 Proz. des Schwefels werden exportiert, davon ein gutes Drittel nach Nordamerika. An zweiter Stelle steht Marmor im Betrage von 16 Millionen Lire. Hier von treffen vier Fünftel die Gegend der Apuanischen Alpen (Massa und Carrara). Der Wert des verarbeiteten carrarischen Marmors, der zum Export kam, kann auf mehr als 35 Millionen Lire geschätzt werden; unter den Exportländern steht an erster Stelle Deutschland. Gegen Schwefel und Marmor treten die übrigen Produkte des Bergbaues in den Hintergrund; zu erwähnen sind Zink (Sardinien) mit 11,7 Millionen, Blei (Sardinien) mit 5,7 Millionen, Eisen (Insel Elba) mit 3,8 Millionen, Kupfer (Toskana, Ligurien, Friaul) 2,8 Millionen, endlich Kohlen (Toskana) mit nur 3,2 Millionen Lire. — („Globus“).

Humoristisches.

— Verblümt. Sie: „Ach, Karl, es gab eine Zeit, da streichelst Du mir häufig das Kinn! ... Das tußt Du jetzt gar nicht mehr!“

Er: „Ja damals haltest Du auch bloß eins!“ —

— Dilemma Beamter: „Jetzt weiß ich faktisch nicht, was ich tun soll! Arbeit! ich den Müßstand nicht auf, so werd' ich gerüffelt; arbeit ich ihn aber auf, dann wird der Vorstand gelobt!“ —

— Im Seebad. „Fidor! Fidor!“

„Was hast De denn?“

„Fidor, ich hab' kein' Grund!“

„Na, was schreist De denn, wenn De hast kein' Grund?“ —

— Was anders. Dorffschmiedin (die erst vor kurzem geheiratet hat): „Schön is mein Alois freis net — aber als Feuerwehrrkommandant — da kann er si' seh'n lass'n!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Der Schriftsteller Oskar Panizza, von Hause aus Irrenarzt, mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden. In München lief er im Hemde auf der Straße umher. —

— Der italienische Unterrichtsminister will für den Dichter Carducci, der als Professor an der Universität Bologna seine Vergebung in den Ruhestand verlangt hat, eine Nationalpension wie seinerzeit für Alessandro Manzoni beantragen; es würde sich um ein Ehrengeld von jährlich 12 000 Lire handeln. —

— „Arren der Liebe“, ein vieraktiges Lustspiel von M. C. delle Grazie, wird im Deutschen Volkstheater zu Wien zur Aufführung gelangen. —

— Die Aufführung des „Roland von Berlin“ ist verschoben worden. Ende November soll's losgehen, wenn nicht wieder verschoben wird. —

— Im Institut für Meereskunde finden in der Zeit vom 8. November 1904 bis zum 22. Februar 1905 wieder öffentliche Vorträge statt. —

— Eine großartige Relieffarte von Japan, die von dem Japaner Kamase hergestellt worden ist, erregt auf der Weltausstellung in Saint Louis Aufsehen. Die Karte ist etwa 30 Meter lang und 15 Meter breit und gibt in dieser Größe eine klare Vorstellung von der Bodengestaltung des japanischen Reiches, obgleich die bei den Gebirgen angewandte Ueberhöhung im Vergleich zum Flächenmaßstab nur eine dreifache ist, während die meisten Reliefs fünf- bis achtmal erhöht sind, wodurch eine bedenkliche Verzerrung entsteht. Die Karte ist in der japanischen Stadt Fukuoka hergestellt worden. —

— Die Weltproduktion an Seide betrug im vergangenen Jahre 15 135 000 Kilogramm. —

— In Queensland sind bedeutende Wolframergfelder entdeckt worden. —

— In einer Brauerei in Regen (Bayern) wurde in diesen Tagen die Hochzeit eines Oekonomen gefeiert. An dem Mahle beteiligten sich 145 Personen, wobei 7 Zentner Rindfleisch, 6 Zentner „Schweinernes“, 620 Knödel, 300 Paar Leberwürste und „Blunzen“ (Blutwürste) nebst vielem Nachwerk vertilgt wurden. —